

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 16. Oktober 1902.

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Es war an einem schwülen Augustnachmittag. Heiß und flimmernd lag die Luft über dem Park, und kein Windhauch strich belebend durch die Kronen der Eichen, deren stolze Wipfel die Terrasse beschatteten, wo Jutta mit ihrem Schützling das Vesperbrot einzunehmen pflegte. Verstoßen huschten die Sonnenstrahlen über den zierlich gedeckten Tisch, spiegelten sich kokett in dem blitzenden Silbergeschirr, schlüpfen in das Obstkörbchen, um eine goldgelbe Birne auf das rosige Bäckchen zu küssen und umschmeichelten dann die dunklen Rosen, die in hohem Glase zwischen köstlichen La France die kleine Tafel schmückten.

Eben, als Jutta Irma's Serviette entfaltete und sie dem Kinde umknüpfte, erschien der Graf am Fuße der Freitreppe. Er war erhitzt und bestaubt und kam augenscheinlich aus den Werken.

„Darf ein müder Wanderer hier um Gastfreundschaft bitten, Fräulein Rhaden? Grüß' Gott, Schatz —“

Er drückte einen flüchtigen Kuß auf Irma's Stirn und reichte dann Jutta die Hand. Etwas länger, als vielleicht nötig gewesen wäre, behielt er die kühlen, schlanken Finger in seiner Rechten, was Jutta veranlaßte, ihm dieselben hastig zu entziehen. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte sie es jedesmal, wenn Graf Falk sie berührte. Dieser zog sich einen Stuhl heran und nahm Jutta gegenüber Platz, während Jutta, um ihre Befangenheit zu verbergen, ein Brötchen nach dem andern strich.

„Soll ich die alle essen, Mamachen?“ Irma schaute erschrocken auf den kleinen Montblanc, der sich neben ihr emporthürmte. „Die werde ich bestimmt nicht zwingen können.“

„Das glaube ich auch.“ Um des Grafen Lippen spielte ein belustigtes Lächeln.

„Wollen wir theilen, Irma?“

„Bist Du denn hungrig, Papachen?“

„Sehr. Haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich, Fräulein Rhaden? Ich bin zu Fuß von den Werken herübergegangen, und es ist eine Gluth zum Ersticken. So, danke vielmals — and wenn ich nun noch um eines dieser vorzüglichen Brötchen bitten dürfte? Dieselben sind doch nicht etwa zur Speisung bedürftiger Schulkinder bestimmt? Von ihrer unheimlichen Menge könnte man fast auf eine derartige Verwendung schließen.“

Jutta versicherte ernsthaft, daß dies durchaus nicht der Fall sei, und Irma guckte mit großen, erstaunten Augen zum Vater hinüber.

„Papachen, Du hast aber doch noch nie mit uns gebespert.“

„Willst Du mich darum vielleicht auch heute wegschicken?“

„Nein, nein, ich finde es reizend, daß Du bei uns bist. Ich freue mich sehr —“ antwortete sie eifrig — „und Mama auch. Nicht wahr, Mamachen?“

„Gewiß, Irma.“

„Ob das wahr ist —“ sagte er, mit dem goldenen Löffelchen feinen Kaffee umrührend. „Ich fürchte, Sie stimmen Irma nur aus Höflichkeit bei.“

„Nein — denn die Wahrheit steht mir höher als die Höflichkeit.“

„Wenn Sie das Wort nur nicht reuen wird, Fräulein Rhaden!“

„Weshalb sollte es?“

„Nun, Sie bringen mich arg in Versuchung, diesem gemüthlichen Kaffeestündchen öfter beizuwohnen.“

„Ach ja, Papachen! Immer mußt Du kommen. Weißt Du, Mama und ich, wir mögen die Vesperzeit am liebsten, weil wir hier sind auf der Terrasse, und Mama sagt, sie muß dann an früher denken, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen ist, weißt Du, so klein wie ich bin, und —“

„Liebling, das wird Papa gar nicht interessiren“, unterbrach Jutta das kindliche Geplauder.

„O doch. Warum soll es nicht?“ fragte der Graf. „Glauben Sie, daß ich so wenig Interesse für meine Umgebung habe?“

„Das glaube ich gewiß nicht.“

Sie hatte ihre Tasse etwas fortgeschoben und kramte nun in dem zierlichen Nähtörbchen.

„Also?“

„Ich dachte nur —“

„Was?“

„Was Irma erzählte, das sind ja so unbedeutende und nebenächliche Dinge, und meine eigene Person —“

„Kardon, Fräulein Rhaden. Sie wollen doch nicht sagen, daß Ihre eigene Person dies auch sei? Die Erzieherin meines Kindes ist für mich niemals nebenächlich, und dann — Sie sind doch wahrhaftig alles andere eher als unbedeutend.“

Irma hatte inzwischen ihre Serviette zusammengelegt und war hinab in den Garten gesprungen.

„Unbedeutend?“ Jutta hob ein wenig das Köpfchen. „Nein — ich hoffe nicht, daß ich das bin und —“ setzte sie lächelnd hinzu — „eine Erzieherin darf das auch nicht sein.“

„Ja, und wenn alle Erzieherinnen auch Individualitäten wären, wie Sie, welche anderen dasselbe Recht freier Entfaltung einräumten, so würden wir mehr Menschen haben. Es werden

noch zu viel Schablonenwesen herangebildet. Früher ist mir der Gedanke nie gekommen —“ gestand er offen — „erst seit Sie hier sind, Fräulein Rhaden. Sie haben mir erst die Augen geöffnet, daß es etwas Schönes ist um die Kameradschaft zwischen Mann und Weib. Ein Durchschnittsweib aber kann nicht des Mannes Kameradin sein.“

„Auch unter den Männern giebt es noch genug Alltagsnaturen,“ warf Zutta ein. „Oder glaubten Sie, daß der Mann, als Krone der Schöpfung, auf der Höhe der Vollkommenheit stünde?“

Um ihren Mund zuckte es schalkhaft.

„Nein — das glaube ich nicht.“

Wie spielend faßte er nach dem Wollknäuel, der in ihrem Hörbchen lag. „Wenn das Weib sich so weiter entwickelt, wie es jetzt den Anschein hat, werden wir gerade zu thun haben, um Schritt mit ihm zu halten. Der Mann wiegt sich zu sehr in dem Gefühl seiner Ueberlegenheit — er mag sich in acht nehmen, daß er dabei nicht einschläft. Aber wo sind wir da hingerathen, mein gnädiges Fräulein?“ unterbrach er sich selbst. „Dabon wollten wir ja garnicht reden. Ich möchte wissen, wie Sie darauf gekommen waren, daß etwas Sie Betreffendes mir gleichgiltig sein könne? Na, gleichviel,“ fuhr er fort, als sie statt aller Antwort erröthete, „jedenfalls möchte ich die Gelegenheit benutzen, um Ihnen zu sagen, daß ich — ohne den geringsten Anspruch auf Ihr Vertrauen zu erheben — allem, was Sie angeht, das wärmste Interesse entgegenbringe. Glauben Sie mir das?“

Er beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen.

„Ja,“ erwiderte sie leise.

„Möchten Sie mich nicht anschauen?“

Einen Augenblick hob sie die langbewimperten Lider, dann aber fielen dieselben sofort wieder auf die erglühenden Wangen. Zutta zürnte sich selbst ob ihrer Befangenheit. Wie war sie früher den Männern begegnet! Keinen gab es, dem sie sich nicht überlegen gefühlt — und nun mit einem male war das so anders geworden. Und das verwirrte sie, das brachte sie vollständig aus dem gewohnten Gleichgewicht.

„Wollen Sie mich heute mit Irma nach Erlbach begleiten?“ fragte der Graf einige Tage später, als er Zutta im Gartensalon traf. „Ich fahre zum Pfarrer.“

„Gern.“ Sie ordnete die Blumen einer Krystallschale, die zum Schmuck der Mittagstafel bestimmt war. „Irma und ich sind dort so wie so einen Besuch schuldig.“

„Gut. Dann lasse ich gleich nach dem Diner anspannen.“

„Es handelt sich um den Kirchenbau, nicht wahr?“

Sie zog ein paar weiße Nelken heraus, behielt sie in der Hand, zupfte hier und da noch ein grünes Blatt zurecht, neigte dann das Köpfchen auf die Seite und betrachtete mit kritischen Blicken ihr Werk. Dabei glitt eine der Nelken unbemerkt zu Boden. Der Graf bückte sich und hob sie auf.

„Ja, es handelt sich um den Kirchenbau,“ sagte er, die Blume ins Knopfloch schiebend.

„Ich begreife nicht, wozu das Dorf eine eigene Kirche braucht. Wenn ich hier zu gebieten hätte —“

„Nun? Warum vollenden Sie nicht? Was würden Sie thun, wenn Sie hier zu gebieten hätten?“

„Meinen Arbeitern zuerst gesunde Wohnungen schaffen.“

Ein sinnender Ausdruck trat in seine Augen. „Meinen Sie, daß es so unbedingt nöthig ist —“

„Nöthiger gewiß, als die Kirche“, gab sie muthig zur Antwort. „Erlbach ist ja nahe. Wen es zum Gottesdienst zieht, der scheut auch den weiteren Weg nicht, und die, welche ihn scheuen, werden auch der eigenen Kirche fernbleiben.“

„Sie haben Recht,“ gab er zu, „aber es war ein Lieblingswunsch meiner Mutter, und ich freute mich, denselben endlich zur Ausführung bringen zu können. Indes — ich will mir die Sache noch einmal überlegen.“

Es dunkelte bereits, als man das gastliche Pfarrhaus wieder verließ. Rund und glänzend stieg der Mond am Horizont empor, während im Westen der Himmel noch rosiger glühte vom Scheidegruß der Sonne. Ueber den Wiesen im Thal wogten gespenstisch die feuchten Nebel, und das Zirpen der Heimgen Klang schrill und eintönig durch die abendliche Feierstille der Natur. Irma, welche den ganzen Nachmittag über in der Pfarrerin Südhof herumgekrochen war und jauchzend die jungen Entlein zu dem Wassertümpel jenseits des Gartens hatte treiben helfen, lehnte müde die Wange an Zuttas Arm, und bald befundeten ihre regelmäßigen Athemzüge, daß sie an des mohnbefrängten Gottes Brust süß und fest entschlummert war.

„Ich habe dem Pfarrer mitgetheilt, daß der Kirchenbau vorläufig noch unterbleiben soll,“ sprach der Graf mit gedämpfter Stimme und hüllte, da die Nachtlust kühl war, Zutta und Irma fester in die warme Decke. Ein heimliches Leuchten erwachte in Zuttas Augen.

„Wirklich? Das wollten Sie? O, ich danke Ihnen im Namen Ihrer Arbeiter.“

Sie nestelte die Hand aus der weichen Umhüllung und streckte sie ihm dankbar entgegen. Das hatte sie aus eigenem Antriebe noch nie gethan. Ueberrascht beugte er sich herab und drückte einen schnellen Kuß darauf. Es war jedenfalls gut, daß der Wagen eben in den Waldweg einbog und so die Dunkelheit Zuttas heißes Erschrecken verbarg.

„Sie werden mir behilflich sein, wenn es nun an das Baucn der Arbeiterwohnungen geht, nicht wahr? Und auch sonst — ich habe mancherlei Pläne — möchte aber zuvor Ihr Urtheil hören. Durch das lange Fernbleiben bin ich einigermaßen fremd geworden in der Heimath. Sie wissen, glaube ich, betreffs der Bedürfnisse meiner Leute besser Bescheid, als ich. Sie haben einen so klaren, sicheren Blick —“

„Ach nein —“ sie schüttelte abwehrend den Kopf — „ich bemühe mich nur, diese Menschen zu verstehen, das ist alles.“

„Und ziemlich viel. Sie haben damit die Herzen gewonnen. Uebrigens Sie sprachen heute mit der Pfarrerin von einer zweckmäßigeren Erziehung der Mädchen. Was meinten Sie damit? Ich kam leider zu spät dazu —“

„Meine Bemerkung bezog sich nicht nur auf die Mädchen, sondern auf die Erziehung im allgemeinen,“ erklärte Zutta. „Der Arbeiter muß zu viel am Boden herumkriechen, muß zu viel im Schatten leben. Ich möchte ihm mehr Sonne geben — Sonne in jeder Beziehung. Und die Mädchen — ja, da beklagte sich die Pfarrerin, daß die Arbeiter nicht sparen. Zu Anfang der Woche lebten sie in Saus und Braus, und am Ende sei Schmalhans Küchenmeister, wie sie sich ausdrückte, und darin mußte ich ihr recht geben. Der Arbeiter ist kein Rechner.“

„Aber von einem Lohntag bis zum anderen die Ausgaben berechnen, ist doch nicht solch großes Kunststück.“

„Zimmerhin. Es sind zwei Wochen, und es fällt dem Arbeiter immer schwer, auf so lange hinaus die Bedürfnisse zu übersehen.“

„Nun, wenn Sie das glauben, so ließe sich dem ja durch einen wöchentlichen Lohntag abhelfen.“

„Ja — und dann müßten auch die Kinder schon praktischer erzogen werden, besonders die Mädchen. Sie dürften nicht mehr nach Erlbach in die Fabrik gehen, wie es jetzt doch vielfach geschieht. Das wirthschaftliche Elend in den Familien hat zum

großen Theil seine Ursache darin. Ein Mädchen, welches von früh bis abend in der Fabrik thätig ist, kann nimmer eine gute Hausfrau werden.“

„Das stimmt alles —“ der Graf blickte über Zutta hinweg in das Waldesdunkel — „aber wissen Sie auch, Fräulein Rhaden, daß ich, um dies zu vermeiden, meinen Leuten ungefähr die doppelten Löhne zahlen müßte? Und ich thue nach dieser Seite hin schon das für mich Möglichste, denn ich bin nicht reich. Die Werke sind nicht in dem Maße ertragsfähig, wie man wohl erwarten dürfte.“

Zutta dachte, daß die fortgesetzte Abwesenheit des Herrn wahrscheinlich auch nicht dazu beigetragen habe, die Ertragsfähigkeit zu steigern, und scheute sich nicht, dies auszusprechen.

„Ja, es ist eine bittere Wahrheit, die ich da von Ihnen hören muß, aber — dennoch bleibt es eine Wahrheit. Manches — vieles habe ich veräumt in den letzten Jahren — doch nun, was in mir liegt, soll sicher geschehen, das nachzuholen, was in der Zeit unterlassen wurde. Ich werde die Oberleitung von jetzt ab selbst übernehmen. Heute ist der Direktor fort, das wird Sie besonders erfreuen, nicht wahr?“

„Mir ist sein Kommen oder Gehen völlig gleichgiltig,“ jagte Zutta ruhig. „Menschen seines Schlages existiren nicht für mich. Aber für Ihre Arbeiter freut mich sein Scheiden.“

„Ihre Arbeiter! Sie dürfen getrost von unseren Arbeitern sprechen, Fräulein Rhaden. Wer so Antheil nimmt an dem Geschehe derselben und so um das Wohl und Wehe der kleinen Leute besorgt ist wie Sie, der darf schon garnicht anders. „Ihre Arbeiter“, das klingt wahrhaftig, als wollten Sie nichts mit ihnen zu thun haben.“

Der Wagen fuhr durch das Portal des Schlosses.

„Also wie heißt es fortan?“ fragte der Graf, Zutta beim Aussteigen helfend.

Sie lachte und sprang leichtfüßig zur Erde.

„Ich muß wohl „unsere“ sagen, wenn ich nicht den Vorwurf verdienen will.“

XII.

Irma war krank. Mitten in der Nacht hatte Zutta die Dienerschaft wach geklingelt und den Grafen rufen lassen, und als dieser eine Viertelstunde später in dem matterleuchteten Schlafzimmern erschien, fand er Zutta, die eben damit beschäftigt war, den kleinen, fieberheißen Körper in kalte Kompressen zu packen, mit allen Anzeichen tiefer Besorgniß an Irmas Bett.

„Was ist geschehen?“ Seine Frage klang hastig und erregt.

„Irma ist schwer krank, fürchte ich. Es muß sofort zum Arzt gesandt werden.“

„Josef spannt bereits an, aber es können gut zwei Stunden vergehen, ehe Dr. Mertens hier ist. Hoffentlich kommt er nicht zu spät.“

„Wenn es mir nur gelingen möchte, das Fieber etwas zu dämpfen,“ sagte sie statt jeder Antwort. „Die Tücher sind schon wieder warm.“

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Wenn Sie Irma ein wenig heben wollten — so —“ rasch und sicher löste sie die Kompressen und ersetzte sie durch neue.

Vorsichtig legte er dann das leise stöhnende Kind in die Kissen zurück. Zutta schlug die Decke darüber und strich mit zärtlich-mütterlicher Bewegung die blonden Locken aus der feuchten Stirn.

„Mama!“ Irma wandte das Köpfchen unruhig hin und her. „Liebe, süße Mama!“

„Mein Liebling?“

Aber Irma kannte sie nicht. Flüsternd, mit großoffenen Augen starrte sie ins Leere.

Langsam verrann die Zeit. Viertelstunde auf Viertelstunde verblindete die alte Schloßuhr mit dumpfem Schläge, und schweigend, wachsende Unruhe im Herzen, saßen sich die beiden Menschen am Lager gegenüber und sahen sehnsüchtig dem Kommen des Arztes entgegen. Endlich, als des erwachenden Tages fahler Dämmerchein sich bereits ins Krankenzimmer stahl, fuhr ein Wagen in rasendem Tempo von der Chaussee her über den freien Platz vor dem Schlosse und hielt dann mit scharfem Ruck vor dem Portal. Mit einem leisen „Gott sei Dank!“ faltete Zutta die Hände.

Es waren hange Tage, die der Schmerzennacht folgten, denn wochenlang schwebte Irma in Lebensgefahr, und Zuttas Herz zog sich oft angstvoll zusammen, wenn sie gewahrte, wie des Arztes stets frohgemuthes Laune mehr und mehr einem bedenklichen Ernste wich. Sie begann das Schlimmste zu fürchten, und auch des Grafen Besorgnisse steigerten sich von Tag zu Tag, aber jeder war bemüht, die eigene Angst vor dem anderen zu verbergen, was doch keinem recht gelingen wollte. Zutta wich nicht von Irmas Bett, und nur auf den direkten Befehl des Grafen räumte sie dem letzteren zuweilen ihren Platz, um sich die nöthige Ruhe zu gönnen.

„Sonst werden Sie mir auch noch krank und ich habe zwei Patienten —“

Das sollte scherzhaft klingen, aber der Ton, in dem er es sagte, verrieth zur Genüge, wie wenig es in des Grafen Seele nach Scherz aussah.

„Sie sollten eine Wärterin kommen lassen,“ meinte Dr. Mertens nach einer besonders schweren Nacht. „Ich fürchte, Fräulein Rhaden ist der anstrengenden Pflege nicht gewachsen.“

„Ja —“ der Graf stützte den Kopf in die Hand — „das fürchte ich auch, Doktor. Aber sie will es nicht zugeben, sie scheint Müdigkeit nicht zu kennen —“

„Jetzt — ja — aber der Rückschlag wird nicht ausbleiben. Was sie aufrecht hält, ist nur die ungeheure Willenskraft. Wir finden ja auch schwerlich eine bessere Pflegerin, als sie ist, das dürfen wir uns nicht verhehlen, denn sie hat eine Art, mit dem Patienten umzugehen, die ich bewundere. Die geborene Krankenpflegerin! Ja, ja — das ist auch wieder mal ein Feld, wo die Frau dem Manne über ist! Wenn sie sich für die Menschheit opfern will, braucht es nicht immer ein gelehrtes Studium. Na, hoffen wir, daß im Befinden der Komtesse bald eine Wendung zum Besseren eintritt, mein lieber Graf. Wenn nicht, dann müssen wir uns aus der Kreisstadt nach einer geeigneten Hilfskraft umsehen. Vielleicht sprechen Sie inzwischen noch 'mal ernstlich mit Fräulein Rhaden.“

Als der Graf gegen Mitternacht das Krankenzimmer betrat, um Zutta abzulösen, fand er diese in dem hohen Lehnstuhl neben Irmas Bett eingeschlummert. Das Köpfchen war zur Seite gesunken und dabei eine der schweren Flechten über die Schulter herabgeglitten. Schimmernd schmiegte sich dieselbe in die weichen Falten des lichtblauen Wollstoffes, der Zuttas Gestalt umhüllte. Sie athmete tief und regelmäßig, und wie der Graf nun sorglich die Ampel verhüllte, deren gedämpftes Licht Zuttas bleiches Antlitz mit rosigem Schein überflutete und dann die Decke wieder über ihre Kniee breitete, die zu Boden gesunken war, da erblühte auf den herbgeschlossenen Rippen des Mädchens ein leises, traumhaftes Lächeln. Aber sie erwachte nicht, sie rührte sich nicht. Heiß und verlangend quoll es in des Grafen Seele auf, als er nun so dicht vor ihr stand, ihren Athem fühlte und der leise Beilichenduft, den ihr Gewand ausströmte, ihn umschmeichelte. Er mußte an sich halten, daß er sie nicht emporriß in seine Arme und den kleinen, stolzen Mund mit Küssen bedeckte. Aber er zwang es nieder, dies schier übermächtige Begehren. Nicht so wollte er ihre Lippen berühren — nicht heimlich — frei und

aus eigenem Antrieb sollte sie ihm dieselben bieten zum Ruß. Er wendete sich ab und nahm am Fußende des Lagers Platz, wo er den Rest der Nacht verbrachte. Irma schief zum ersten male fest und ruhig und erwachte am Morgen darauf mit völlig klarem Bewußtsein. Und von dieser Stunde an schien die Macht der Krankheit gebrochen. Ihr Zustand besserte sich, langsam zwar, aber stetig, und als die ersten Flocken fielen, durfte sie auf kurze Zeit das Bett verlassen, und wieder nach einigen Wochen sprang sie bereits lustig im Hause umher, und die schmalen Wäddchen begannen sich allgemach zu runden und zu röthen.

Mit verdoppeltem Eifer nahm der Graf seine Arbeit nun wieder auf, schmiedete mit Zutta Pläne und verschrieb sich einen Sachverständigen aus der Kreisstadt, denn im Frühjahr, sobald die Witterung es nur erlaubte, sollte mit dem Bau der Arbeiterwohnungen begonnen werden.

Die frühe Dämmerung war hereingebrochen. Zutta saß im Musikzimmer am Flügel und leise glitten ihre Finger über die Tasten, eine feine, traumschöne Melodie erweckend. Irma kauerte, die Puppe im Arm, auf dem Eisbärenfell und schob die Häustchen dem Raubthier spielend in den weit geöffneten Rachen. Behaglich knisterten die großen Holzblöcke im Kamin, und die lodernnden Flammen warfen zitternde Lichter über den glänzenden Parkettboden, während draußen der Sturm ums Haus tobte, heulend durch die entlaubten Wipfel der Eichen fuhr und große, nasse Flocken wüthend ans Fenster peitschte. Es war ein Unwetter, wie seit langem nicht. Und gerade heute mußte der Graf nach Erlbach fahren. Eine heimliche Bangigkeit stieg athemraubend in Zuttas Herzen auf. Bis zur Vesperstunde hatte er zurück sein wollen, und nun war dieselbe längst vorüber, es begann bereits finster zu werden, und noch immer verkündete kein Schellengeltingel das Nahen des Schlittens.

„Mamachen?“

„Ja, Liebling?“

„Sing doch ein Lied. Ich mag das so gern. Du singst gerade wie die Engelfinder.“

„Hast Du denn die schon singen hören, mein Kleines.“

„Nein, aber das denkt man sich doch.“

Zutta suchte nach Noten. Sie wollte singen. Nicht bloß Irmas wegen, auch sich selbst zum Trost. Vielleicht half es ihr, die quälenden Gedanken beschwichtigen — vielleicht — sie seufzte heimlich, doch in den ersten Akkorden des Vorspiels ging der Seufzer unter. Irma hob lauschend den Kopf, als das Kleine, thränen schwere Lied auf den Schwingen der weichen Altstimme aufwärts schwebte und mit seiner Töne Süße den weiten Raum erfüllte.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu —
Geht doch alles, was ich leide,
Unter Deiner Hand zur Ruh —
Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Füllest Du mein ganzes Herz. —
Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu —
Geht doch alles, was ich leide,
Unter Deiner Hand zur Ruh —

Weder Zutta noch Irma hatten das Schellengeläute vernommen, welches, näher und näher kommend, vor dem Schlosse verstummte, und nun stand Graf Falk, noch in Hut und Wettermantel, zwischen den Falken der Portiere.

Zutta war zu Ende, aber noch lagen ihre Hände auf den Tasten, und regungslos — wie unter dem Banne der eigenen Stimme — starrte sie vor sich hin.

Da bemerkte Irma den Vater.

„Papa!“ Sie sprang ihm jubelnd entgegen.

Zutta aber, die bei diesem Ruf mit einem jähen Auf emporgefahren war, preßte unwillkürlich beide Hände auf das klopfende Herz. Er war zurück — endlich! endlich! Ein helles, glückseliges Leuchten brach aus ihren Augen, während auf den Wangen die Farbe kam und ging in raschem Wechsel. Ihm konnte ihre tiefe Erregung kaum verborgen bleiben. Schnell trat er auf sie zu.

„Verzeihung, daß ich in so wenig salonmäßigen Aufzuge hier eindringe, Fräulein Zutta —“ glitzernde Schneekristalle hingen noch in Haar und Bart — „aber Ihr Gesang war es, der mich anlockte, und dann wollte ich mich auch zurückmelden.“

„Du kommst ja nicht, Papachen? Wir haben ohne Dich Kaffee trinken müssen.“

„Da bin ich jedenfalls der am meisten Geschädigte, Kind. Die Geschäfte nahmen leider mehr Zeit in Anspruch, als ich erwarten durfte —“ er wendete sich Zutta wieder zu, „und überdies erschwerte das Unwetter sehr das Vormärtskommen. Sie können froh sein, daß Sie mich und den alten Josef heil und ganz wieder haben,“ scherzte er. Um ein Haar wären wir in der Erlbacher Schneise stecken geblieben und elendiglich erstoren. Ob Sie mir dann ein paar Thränen nachgeweiht haben würden?“

Zutta, angesteckt von seinem seltenen Frohmuth, antwortete munter: „Nun, vielleicht hätten Irma und ich Sie sogar eigenhändig aus dem Schnee hervorgegraben.“

„Ach, wirklich? Da könnte man fast nachträglich noch bedauern, daß der Unfall so gut abgelaufen ist.“

Irma betrachtete indessen mit Vergnügen die zahllosen Wassertropfen, die von des Grafen Mantel herabfickerten.

„Du bist schrecklich naß, Papa“, sagte sie, am Boden knieend. „Lauter Rieselbäche gehen auf den Teppich —“

„Wahrhaftig, Kleine!“ Er sah lachend an sich nieder. „Es wird Zeit, daß ich verschwinde. Wollen Sie mir eine Tasse Thee zurecht machen, Fräulein Zutta? In zehn Minuten bin ich wieder unten.“

Sie nickte.

„Auf Wiedersehen also.“

Und wie sie dann später plaudernd am Kamin beisammen saßen und Irma in einem entfernten Winkel mit ihrer Puppe spielte, brachte der Graf ein kostbares Medaillon aus der Tasche, welches er Zutta reichte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Automobile.

Plauderei von M. Koffak.

Auf die Frage, was älter ist, das Automobil oder das Fahrrad, würden die meisten Menschen unbedenklich antworten: „Das letztere.“ Und doch entspricht dies absolut nicht der Wahrheit, denn lange bevor Drais, der Vater des Velosports, sein Lauf rad konstruirte, hat man hier und da Automobile vor den erstaunten Augen der Menge produziert. Meist dienten sie freilich nur zur Verschönerung festlicher Aufzüge und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß nicht schon die alten Völker bei derartigen Gelegenheiten solche benutzt haben.

Der letzte der Tribunen, Cola di Rienzi, der es sehr liebte, sein Ansehen bei dem Volk durch allerlei Schaugepränge zu erhöhen, soll z. B. wiederholt automobilartige Wagen, auf denen Flötenbläser und blumenstreuende Jungfrauen saßen, seiner

Sänfte haben vorausfahren lassen. Auch in den in die Felsen gehauenen Riesentheatern der Alten sind zuweilen derartige Gefährte verwendet worden, um glanzvolle Bilder den Zuschauern vorzuführen.

Natürlich dürfen wir bei jenen Fahrzeugen nicht an Automobile in unserem Sinne denken, bei denen Dampf, Elektrizität, Petroleum, Benzin oder Kerosin das Kraftmedium bildete, welches sie in Bewegung setzte. Automobil — Selbstfahrer — nennt man jedoch jedes Fahrzeug mit mechanischem Antriebe und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, dürften jene altherwürdigen Maschinen mit vollem Recht den erwähnten Namen verdienen. Sie wurden durch irgend einen Mechanismus — Räder, Kurbeln oder Wellen — bewegt, den Männer, und zwar recht kräftige, handhabten. Diese saßen entweder auf dem Wagen oder gingen neben ihm her.

Neun mechanische Wagen, die sich mehr oder weniger durch ihre praktische Einrichtung auszeichnen, hat unter anderem Albrecht Dürer erfunden. Ihre getreuen Abbildungen finden sich in dem heraldischen Werk „Triumph Kaiser Maximilians des Ersten“, zu dessen Herstellung sich Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts mehrere deutsche Künstler, darunter Meister Albrecht, vereinigten. Es sind riesige, vergoldete, mit symbolischen Gestalten und Emblemen geschmückte Dekorationswagen von der Art, wie wir sie auch heute bei festlichen Aufzügen sehen. Einzelne sind nach dem Prinzip der modernen kettenlosen Räder mit Zahnradübertragung konstruiert. Die Kraft wird durch Kammrad und Zapfen auf den Radfranz übertragen. Auch Leonardo da Vinci, der gleich dem deutschen Meister ein hervorragender, nahezu genialer Techniker war, hat sich mit dem Problem der Automobile beschäftigt. Er wollte besonders „Kriegsmaschinen“ mit mechanischem Antrieb konstruieren und gedachte zu diesem Zweck Schneckenräder, die auf horizontalen Wellen sitzen und vermittelt Kurbeln gedreht werden, hinten und vorn an dem Fahrzeug anzubringen. Manche dieser Wagen — sowohl der von Dürer, wie von Leonardo da Vinci erfundenen — würden vielleicht gar nicht so über fein, wenn an Stelle der Männer, die sich im Schweiß ihres Angesichts mit dem Mechanismus abquälen mußten, Dampfkraft träte. Der eine Dürer'sche Wagen soll, wenn man von dem Fehlen dieses Mediums absieht, verblüffende Ähnlichkeit mit der Lokomotive besitzen, die 1835 von Nürnberg nach Fürth fuhr.

Ein beachtenswerthes Automobilmodell präsentierte auch zur Zeit des Regenten ein französischer Mechaniker in Paris dem Schotten Law, dem Erfinder des Papiergeldes. Er wollte von dem einflussreichen Manne eine Subvention zur Ausführung seines Projekts haben. Law aber wies ihn höhnisch lächelnd ab und beauftragte seinen Diener, den Menschen zu überwachen, damit er kein Unglück anrichte. Er hielt den bedauernswerthen Erfinder nämlich, und zwar einzig und allein auf Grund seiner Erfindung, für wahnsinnig!

Was Law wohl gesagt haben würde, wenn er unsere heutigen Automobile hätte sehen können! Pfeilschnell, mit dem Winde um die Wette, fliegen sie dahin und wir, Kinder der Gegenwart, wenden nicht einmal den Blick, um ihnen nachzusehen. Eine so altbekannte, vertraute Erscheinung ist uns das Töff-Töff geworden! Ich erinnere mich noch, wie vor wenigen Jahren auf die Kunde, daß ein Ehepaar in seinem Automobil unsere Stadt passiren wollte, Menschen in Schaaren stundenlang auf den Straßen warteten, um das wunderfame Schauspiel nicht zu veräumen, heute dagegen — — — wie oft hört man nicht hinter sich das charakteristische „Töff-Töff“, welches dem Gefährt seinen volkstümlichen Namen gegeben hat! Weit davon entfernt, Neugier zu empfinden, treten wir rasch beiseite, so weit wie möglich, denn die Begegnung mit dem Töff-Töff ist nicht angenehm. Wir

spüren es an dem aufgewirbelten Staub, der sich in unseren Kleidern festsetzt, uns in die Augen fliegt und unsere Schleimhäute reizt.

Ja, das ist eben die Rehrseite der Medaille, daß die Automobile vermöge ihrer ungeheuren Fahrgeschwindigkeit Staub und Schmutz in nie geahnten Mengen aufwerfen. Nicht nur die armen Fußgänger, sondern auch die, welche in den Fahrzeugen sitzen, haben darunter zu leiden. Daher gewährt eine Dame in einem Automobil auch selten einen erfreulichen Anblick. Sie schützt sich ja durch Gummi- oder sonst einen undurchlässigen Mantel, wie durch Kappe, Staubbrille und Schleier, so gut sie kann, gegen den Staub, aber schön und fleidsam ist auch dieses Kostüm nicht.

Trotzdem ist der Automobilsport unter den Damen gegenwärtig Mode. In Paris lenken elegante Mondaines mitten durch die Menschenmenge in belebten Straßen ihre Töff-Töffs und manch eine unternimmt nach dem Vorbilde der Mademoiselle Marcelle, welche vor etlichen Jahren auf dem Motordreirad Deutschland besuchte, weite Reisen ins Ausland mit diesem nicht mehr ungewöhnlichen Transportmittel. In Amerika sind die Automobile besonders unter den Hochzeitsreisenden beliebt. Ein bekannter Petroleumkönig ließ seinem Töchterlein, das einen italienischen Principe heirathete, einen Motorwagen bauen, der an Pracht der Einrichtung alles, was man bisher auf dem Gebiete kannte, weit in den Schatten stellte. Der Wagen enthält außer Salon, Schlafzimmer und Küche auch die nöthigen Räumlichkeiten für die Dienerschaft; das junge Paar wohnt bequemer darin als in dem komfortabelsten Eisenbahnsalonwagen und genießt außerdem den Vortheil, überall anhalten zu können, wo es ihm gefällt und von Gastwirthen und trinktgeldlüsternen Kellnern unabhängig zu sein. Eine andere amerikanische Dame, die gleichfalls eine enragirte Automobilistin ist, hat sich eine niedliche Dreiradfutische angeschafft, die sich durch Auf- und Herunterklappen des Berdecks binnen wenigen Minuten nach Belieben in einen offenen Wagen oder in ein reizendes Schlafzimmerchen verwandeln läßt. Dieses ist mit weißem Sammet ausgeschlagen und mit jedem nur denkbaren Komfort ausgestattet. Beim Herunterklappen des Berdecks klappen sich die selbstredend zusammenlegbaren Möbel mit Hilfe selbstthätiger Federn nach innen um, so daß nichts mehr von ihnen zu erblicken ist. Die kleine Kutische hat verhältnißmäßig jedoch ein enormes Gewicht, da sie alles enthält, was ein verwöhnter Kulturmenich während einiger Tage bedarf — nicht nur Möbel, Wasch- und Eßservice, Garderobe, Lampe, Bücher, sondern auch eine Kochmaschine und Eßwaaren. Ihre glückliche Besitzerin hat nämlich auch die Marotte, während ihrer Tour niemals in einem Gasthause übernachten zu wollen. Es ist jedenfalls eine muthige Dame, denn sie reist ohne Begleitung und bedient ihren Motor allein.

Leider ist der Motorsport nur für die „upper ten thousand“, da selbst das einfachste Automobil noch einige Tausende kostet. Kürzlich ist für den deutschen Kaiser eines für Manöverzwecke zu dem Preise von 40 000 Mark erbaut.

Endlos ist die Reihe der Erfindungen, die sich mit dem Antrieb von Wagen und Rädern durch Motoren beschäftigen. Gas, Kerosin, Elektrizität, Benzin und Petroleum sind bereits zur Bewegung von Fahrzeugen verwendet worden, doch haben Benzin und noch mehr Petroleum allen anderen Kraftmedien den Rang abgelassen. Elektrizität würde viel mehr benutzt werden, als es geschieht, wäre nicht die Erzeugung derselben während der Fahrt mit allzu großen Schwierigkeiten verbunden. Wenn man dagegen unterwegs die Batterien immer frisch laden läßt, so kann man nur über solche Orte reisen, an denen dies möglich ist. Eine solche Beschränkung bezüglich des einzuschlagenden Weges hat aber auch seine Schattenseiten.

Eine Zeitlang schien es, als ob Kerosin als Kraftmedium eine große Zukunft hätte, doch scheint es sich nicht bewährt zu haben. In Amerika freilich sind Kerosin-Motoren in Verbindung mit Zwei- und Dreirädern recht beliebt. Sie bilden besonders eine Spezialität der Kane Pennington Co. in Chicago. Bei uns treibt man die Zweiräder, wie die Landems dagegen meist mit Benzin. So hat die Fahrradfabrik Eisenach z. B. ein solches konstruiert, das allgemein gerühmt wird, und mit dem sich eine Geschwindigkeit von 45—50 Kilometern in der Stunde erzielen läßt. Im großen und ganzen treten die Motorräder aber doch wesentlich gegen die Voiturettes zurück. Daß Automobile allgemein von den Pacemachern bei Radrennen gebraucht werden, dürfte allgemein bekannt sein. Bemerkenswert ist noch, daß Motorwagen sich unter den braunen Wüstenhühnern Algeriens großer Beliebtheit erfreuen.

(Nachdruck verboten.)

In Gaunerhänden.

Eine Kriminalerzählung nach der Wirklichkeit
von H. Oskar Klaußmann.

I.

Die Stadt Mobile in Alabama, die an dem Mobile-Bay genannten Theile des mexikanischen Golfs liegt, ist in den letzten Jahrzehnten mächtig emporgewachsen. Der prächtige Hafen, der mit großen Kosten zur Aufnahme tiefgehender Schiffe eingerichtet worden ist, wird nicht leer von Schiffen, welche die Produkte des Hinterlandes: Baumwolle, Zimmerholz, Terpentinöl ausführen wollen; Kohle, Holzarten, Früchte werden weit nach Nord und Süd per Schiff verfrachtet und besonders hat die Alabama-Kohle in den letzten Jahren sehr an Bedeutung gewonnen.

An dem Handel mit Steinkohle hatte auch Cheesman, einer der reichsten Kaufleute Mobiles, sein Vermögen verdient, und als er an einem Augustmorgen des Jahres 1894 von seiner Villa aus, die in herrlichster Lage an der Mobile-Bay liegt, sich selbst in einem kleinen Wagen nach der Stadt kutschirte und dabei die an der Bay entlang führende Gulf Shellroad benutzte, sah sein Gesicht außerordentlich heiter aus. Mott trabte das Pferd über die Straße, deren Pflaster wohl zu dem absonderlichsten der Welt gehört; denn es ist aus Austernschalen hergestellt. Der kleine Neger, der als Diener hinten auf dem Wagen saß, bemerkte auch, wie fröhlich sein Herr war und wie lustig er die Peitsche schwenkte, während er durch humoristische Zurufe das Pferd zu immer schärferem Trabe anfeuernte. Wagen und Pferd waren tadellos und von der besten Art, und ein Mann wie Cheesman konnte sich das leisten. Als die Stadt erreicht war, nahm Cheesman seinen Weg nach der Gouvernment-Street, eine Prachtstraße von kolossaler Breite, besetzt mit einer Fülle entzückender, schattenspendender Bäume, so daß die ganze Straße fast einem Parke ähnelt. Vor einem der elegantesten Häuser hielt Cheesman und warf dem kleinen Neger auf dem Hintersitz des Wagens die Zügel zu. Hier im Parterre hatte Cheesman seine Bureaus. Eilig betrat er sein Privatzimmer und schien nicht angenehm berührt, als er auf der Platte seines Schreibtisches einen großen Haufen Briefe fand, die den Vermerk „privat“ enthielten oder von denen man im Bureau vermuthete, daß sie an den Chef persönlich gerichtet seien. Cheesman hatte heute nicht viel Zeit; er wollte zurück nach seiner Villa und seine Frau zum Spazierfahren abholen. Er war in den letzten Wochen gezwungen, sich seiner Frau mehr als sonst zu widmen. Denn der einsam in der Villa jetzt hausenden Gattin wurde die Zeit recht lang, seitdem sie ihre Tochter Virginia nicht bei sich hatte. Vor vierzehn Tagen

hatte die Hochzeit Virginia Cheesmans mit einem der reichsten Geschäftsleute Mobiles, mit Ralph Morton stattgefunden. Auf einer eigenen Segelyacht mit einer Bemannung von zwölf Personen, auf einem Privatschiffe, das mit dem denkbar größten Komfort ausgestattet war, hatte das junge Ehepaar seine Hochzeitsreise unternommen, welche in einer achtwöchigen Kreuzfahrt im Golf von Mexiko und darüber hinaus bestehen sollte. Diese Art und Weise, die Flitterwochen auf einem eigenen Schiffe unterwegs zu verbringen, hat sich in den letzten Jahren in Amerika mehr und mehr eingebürgert. Natürlich gehört ein Riesenvermögen dazu, um sich eine derartige Hochzeitsreise erlauben zu können, und der Unterhalt der Yacht mit Bemannung beansprucht mehrere hundert Dollars täglich.

Cheesman erwartete bestimmt heute von seinem Schwiegersohn und seiner Tochter Briefe vorzufinden. Er fand auch ein Schreiben, dessen Aufschrift die Handschrift Virginias trug, das aber mit dem Poststempel Mobile versehen war. Als Cheesman das Schreiben öffnete, fand er einen Briefbogen, auf den die Tochter geschrieben hatte:

„Rette uns, Papa, wir sind verloren. Ralph sagt, er finde keinen Ausweg. Es küßt Dich Deine Virginia.“

Unter diese Worte hatte Ralph in seiner eigenartigen, Cheesman wohlbekannten Handschrift geschrieben:

„Thue den Schurken ihren Willen. Ich finde keinen anderen Ausweg; wir sind sonst verloren.“

Daß Cheesman diesen Brief mit eitigem Erstaunen betrachtete, ist selbstverständlich. Seit zwei Wochen war das junge Paar mit der Yacht unterwegs und mußte jetzt irgendwo auf den Bahamainseln gelandet sein. Und nun kam dieser Brief aus Mobile selbst. Cheesman prüfte den Briefumschlag, er prüfte das Papier und er prüfte noch einmal die Handschriften. Das Papier war ein gewöhnlicher Briefbogen, wie man ihn in jeder Papierhandlung kauft. Die Handschriften waren nach genauester Prüfung die der Tochter und des Schwiegersohnes.

Der nächste Brief, den Cheesman öffnete, brachte ihm eine Art Erklärung. Der Brief hatte einen sehr absonderlichen Inhalt und lautete:

„Werther Herr! Es geht Ihnen gleichzeitig per Post ein Brief zu, der von Ihrer Tochter und Ihrem Schwiegersohn stammt und von uns in Mobile zur Post gegeben worden ist. Ihr Schwiegersohn und Ihre Tochter sind in unserer Hand. Wir haben einen Theil der Mannschaft der Yacht für unsere Zwecke gewonnen. Unsere Leute haben den Kapitän und die andere Mannschaft überwältigt. Ihr Schwiegersohn und Ihre Tochter sitzen auf einer einsamen Insel, wohlbewacht von unseren Leuten, und wenn Sie innerhalb zehn Tagen nicht dreihunderttausend Dollars Lösegeld zahlen, so werden wir Ihrer Tochter und Ihrem Schwiegersohn den Hals abschneiden. Seien Sie versichert, Sie haben es mit ernstern Männern zu thun und nicht mit Kindern. Sollten Sie irgend welche Versuche machen, unsere Pläne zu durchkreuzen, so werden wir vielleicht das Lösegeld verlieren. Ihre Tochter und Ihren Schwiegersohn aber werden Sie lebend nicht mehr wiedersehen.“

Cheesman legte den Brief vor sich hin und sah zum Fenster hinaus. Er zeigte nicht einmal besondere Spuren von Erregung. Erstens war er als Geschäftsmann gewohnt, sich zu beherrschen, und zweitens sind derartige Erpressungen in Amerika keine Seltenheit. Die steinreichen Eisenbahn-, Petroleum- und Minenkönige, wie das Volk die Milliardäre nennt, müssen sich und ihre Angehörigen von ganzen Schaaren von Privat-Detektiven bewachen lassen, um nicht in die Hände von Gaunern zu fallen und zur Zahlung horrender Lösegelder gezwungen zu werden. Ein solcher

amerikanischer Milliardär ist nicht einmal im Grabe sicher. Seine Leiche wird von Erpressern eventuell aus dem Grabe gestohlen, wie es ja wiederholt vorgekommen ist, und nur gegen Zahlung von unermesslichen Lösegeldern werden diese Leichen wieder freigegeben. Muß doch auch jetzt das Grab Mc. Kinleys, des ermordeten Präsidenten, auf das schärfste bewacht werden, um einen Diebstahl der Leiche und eine daran zu knüpfende Erpressung zu verhindern.

Wie gesagt, die Milliardäre sind an derartige Scherze gewöhnt und suchen sich durch ein ganzes Heer von Privat-Detektiven, die sie in ihrer Besoldung halten, zu schützen. Ihre Häuser sind Festungen, ihre Schatzkammern sind gepanzerte Thürme, die von Dutzenden von Leuten bewacht werden. Die beständige Bedrohung durch die Erpresser beraubt die amerikanischen Milliardäre eines großen Theils ihrer Lebensfreude. Solche Gewaltthaten von Seiten der Erpresser wurden bisher nur in Newyork, Chicago, San Francisco verübt . . . so etwas hatte man in Mobile bisher nicht gehört. Cheesman war noch keineswegs ein Milliardär, er besaß vielleicht eine Million Dollars. Die Gauner hatten ihn also ganz richtig eingeschätzt, sie verlangten von ihm ein Drittel seines Vermögens.

Es wurde an die Thür des Privatzimmers geklopft, und der eintretende Angestellte meldete Cheesmann: „Superintendent*) Dutton möchte Sie sprechen, Herr.“

„Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte Cheesman; bei sich dachte er: „Das ist wieder eine der Zufälligkeiten, wie sie das Leben so häufig bietet.“

Superintendent Dutton war nämlich der Chef der Filiale des U. S. D. I., d. h. des United States Detektive-Institut, eines Privat-Polizei-Instituts, das eine Filiale auch in Mobile hatte. Wenn jemals ein Besuch dem reichen Kohlenhändler gelegen kam, so war es der des Chefs der Detektiv-Filiale, deren Hauptbureau sich in Newyork befindet.

„Sie verzeihen, Mr. Cheesman,“ sagte Superintendent Dutton, ein Mann mit hartlosem, listigen Gesicht, „wenn ich störe. Ich bin auf der Suche nach einer Banknote von bestimmter Nummer. Wollen Sie gestatten, daß Ihr Kassirer mir die Banknoten von fünfhundert Dollars vorlegt, um nach der betreffenden Nummer suchen zu können?“

„Schreiben Sie nur die Nummer auf, Mr. Dutton,“ entgegnete Cheesman. „Und dann, bitte, kommen Sie zu mir. Ich habe sehr Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

Zwei Minuten später saß der Superintendent neben dem Schreibtisch Cheesmans und las die beiden Erpressungsbriefe. Sein glattes, unbewegliches Gesicht verrieth nichts von seinen Gedanken. Nach beendeter Lektüre legte Dutton die Briefe auf den Schreibtisch. „Ein sehr interessanter Fall.“

„Halten Sie die Sache für ernst?“ fragte Cheesman.

„Ernst? Nun, ganz gewiß. Das ist kein Scherz, und es thut mir von ganzem Herzen leid, daß ich nicht eine Absicht ausgeführt habe, die ich vor einigen Wochen hatte. Als man hier in der Stadt erfuhr, daß Ihre Frau Tochter mit ihrem jungen Gatten die Hochzeitsreise per Nacht unternehmen wollten, lag es in meiner Absicht, zu Ihnen zu kommen und zu fragen, ob ich mich genau nach den Personalien der Besatzung der Nacht erkundigen sollte. Von dem Kapitän weiß ich, daß er ein zuverlässiger Mann ist. Der Herr ist ja auch Ihnen bekannt. Auch der Steuermann schien mir ein ehrlicher Kerl zu sein. Von den anderen Leuten aber wußte ich nicht, ob sie Gauner seien, wie sie zu Dutzenden im Hafen herumlungern und unter denen vom gewöhnlichen Dieb bis zum Seeräuber die ganze Verbrecher-

schattung vertreten ist. Ich dachte aber, Sie würden selbst zu mir kommen und, da Sie mich immer mit Ihren Recherchen betrauten, mich veranlassen, mich nach den persönlichen Verhältnissen und dem Vorleben der Leute von der Besatzung zu erkundigen. Selbst melden wollte ich mich nicht, um nicht aufdringlich zu erscheinen. Haben Sie sich nach den Leuten erkundigt?“

„Das habe ich allerdings verabsäumt,“ sagte Cheesman. „Ich habe die Auswahl der Mannschaft dem Kapitän überlassen und war überzeugt, daß er nur zuverlässige Leute aussuchen würde.“

„Wieviel Mann beträgt die Besatzung?“ fragte Dutton.

„Es sind zwölf Mann Besatzung, dazu kommen ein Koch und ein Küchenjunge, sowie ein Steward. An Bord sind als Gäste meine Tochter und mein Schwiegersohn; meine Tochter hat ihre Kose mit sich.“

Dutton dachte einen Augenblick nach, dann meinte er: „Es genügen vollkommen sechs handfeste Kerle, um die anderen sechs Mann der Besatzung bei Nacht und Nebel zu überfallen und durch Binden unschädlich zu machen. Es sind schon größere Wagnisse unternommen worden, als dieses.“

„Und Sie meinen wirklich, die Kerle haben irgend eine wüste Insel angelauten und meine Tochter und meinen Schwiegersohn dort gefangen gesetzt?“

„Ich zweifle nicht daran,“ entgegnete Dutton. „Ebenso glaube ich, ist die Drohung mit dem Halsabschneiden durchaus ernst.“

„Sie meinen also, ich soll die dreimalhunderttausend Dollars zahlen? Das wäre denn doch ein harter Schlag für mich.“

„Ich meine nicht, daß die Sache hoffnungslos ist,“ entgegnete Dutton. „Einen Versuch kann man wenigstens machen, das Geld zu retten. Ich habe ein instinktives Gefühl, daß ich das Ende eines Fadens kenne, an dem ich die Sache weiter verfolgen könnte, natürlich nur, wenn Sie mir die Angelegenheit anvertrauen wollen.“

„Aber selbstverständlich, werther Herr. Sie haben alle meine Privat-Detektiv-Angelegenheiten, und Ihr Bureau hat mich bis jetzt ganz ausgezeichnet bedient.“

„Nun, Mr. Cheesman, wie gesagt, ich glaube das Ende eines Fadens schon jetzt zu haben, eine Vermuthung, die wahrscheinlich sich bestätigen wird. Ich habe aber eine Bedingung. Die Sache wird vollständig verpfuscht und verfahren, wenn jemand anders sich in die Angelegenheit mischt. Ich muß also bitten, die Sache als absolutes Geheimniß zwischen uns beiden zu betrachten und mir unter allen Umständen ganz allein die Erledigung der Angelegenheit zu überlassen.“

„Sehr wohl, ich gehe auf die Bedingung ein,“ sagte Mr. Cheesman.

„Sie dürfen auch der offiziellen Polizei von der Sache nichts mittheilen; die Leute machen bekanntlich nur Dummheiten.“

„Ich werde mich hüten,“ entgegnete Cheesman, „die Angelegenheit der Staatspolizei zu übergeben. Das habe ich noch nie gethan, und wenn es sich um die wichtigsten Sachen handelte. Unsere Polizei ist die miserabelste, die es auf der Welt giebt.“

„Natürlich mache ich mir ebenso aus, daß Sie nicht etwa ein anderes Detektiv-Bureau mit der Angelegenheit betrauen, wenigstens nicht, so lange ich Ihnen einigermaßen Aussicht machen kann, die Sache zu einem guten Ende zu führen.“

„Auch das liegt nicht in meiner Absicht,“ sagte Cheesman.

„Beabsichtigen Sie, Ihrer Frau von der Angelegenheit eine Mittheilung zu machen?“ forschte Dutton weiter.

*) Der Titel „Superintendent“ bedeutet in Amerika soviel wie bei uns „Inspektor“.

„Selbstverständlich nicht,“ sagte Cheesman. „Meine Frau ist so wie so durch die Trennung von der Tochter etwas uerbös und verstimmt; ich würde fürchten müssen, eine Katastrophe bei ihr herbeizuführen, wenn ich ihr von der schrecklichen Sache Mittheilung machte. Ich hoffe, daß Sie die Angelegenheit zu einem guten Ende führen. Schlimmstenfalls muß man die dreihunderttausend Dollars bezahlen. Mag meine Frau erst von der Sache erfahren, wenn Tochter und Schwiegersohn gerettet sind.“

„Ich meine auch, Sie thun wohl daran, Ihrer Frau Gemahlin die Sache zu verschweigen, schon mit Rücksicht auf die etwas schwächliche Gesundheit von Mrs. Cheesman. Bleiben Sie heute Vormittag im Bureau?“

„Es war meine Absicht, sofort nach der Villa zurückzufahren, aber jetzt bleibe ich hier.“

„Ich hoffe, Ihnen schon innerhalb weniger Stunden eine Mittheilung zugehen zu lassen, wenn der Faden, den ich in der Hand zu haben glaube, mich den richtigen Weg führt. Wir können uns glücklich schätzen, daß die Schurken uns zehn Tage Zeit gelassen haben. Das ist eine lange Frist, und die Kerle sind sehr dumm und scheinen ihr Handwerk nicht zu verstehen. Solche Erpressungsversuche erledigt man in drei Tagen, da man sonst zu riskiren hat, daß einem die Detektivs auf den Hals kommen. Ich glaube, ich kann Ihnen wirklich Hoffnung machen, Mr. Cheesman.“ — Dutton sprang mit jugendlicher Leichtigkeit auf und entfernte sich.

„Er hat sich ordentlich warm gesprochen,“ meinte Cheesman, „das ist gut für die Sache. Er ist mit Feuereifer dabei, und ein tüchtiger Kerl ist er, das muß man ihm lassen. Daß ich doch nicht an die verdammten Erpresser gedacht habe; aber, weiß Gott, ich habe mich noch nicht für reich genug gehalten, um zu befürchten, daß man mir in dieser Weise das Messer an die Kehle setzt.“

Cheesman schickte seinen Wagen mit dem schwarzen Diener nach Hause und ließ seiner Frau sagen, daß unabweißbare Geschäfte seine Anwesenheit in der Stadt nöthig machten. Sie solle ihn auch nicht vor Abend erwarten, und höchstwahrscheinlich würde er wegen dringender Geschäfte sein Diner im Kaufmännischen Klub einnehmen. Er fügte noch hinzu, daß von dem jungen Ehepaar eine Nachricht nicht eingegangen sei, daß aber das nicht auffallen könne, da die Postverbindung von den Bahama-Inseln aus eine ziemlich mangelhafte sei.

Gegen drei Uhr nachmittags kam einer der Beamten von der U. S. D. Z., der einen Brief an Cheesman brachte. Als der Kohlenhändler den Brief aufriß, fand er die Worte:

„Ich habe den ersten Kerl festgemacht, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich dem Manne nicht das Letzte heraushole. Ich habe ihn privatim gefangen gesetzt und werde ihn vorerst der Polizei nicht ausliefern. Ich glaube, wir können nunmehr sicher auf einen günstigen Erfolg der Sache rechnen.“

Diese Nachricht beruhigte Cheesman sehr, trotzdem war er noch nicht sicher genug, um nach Hause zu gehen. Er begab sich vielmehr auf einen Spaziergang, ging dann nach dem Kaufmännischen Klub und erst gegen acht Uhr abends bestellte er telephonisch seinen Wagen nach dem Klub. Als er in der Villa ankam und nach seiner Frau fragte, wurde ihm mitgetheilt, daß dieselbe schon seit mehreren Stunden das Haus verlassen habe. Erst nach längeren Nachforschungen erfuhr er, daß ein Herr mit einem sehr eleganten Fuhrwerk vorgefahren und einen Brief für Mrs. Cheesman gebracht habe. Cheesman eilte nach dem Zimmer seiner Frau und fand hier den Brief, welcher lautete:

„Kommen Sie sofort nach dem Klub. Ihr Herr Gemahl hat einen leichten Unfall gehabt, ist aber vorläufig nicht transportfähig.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.

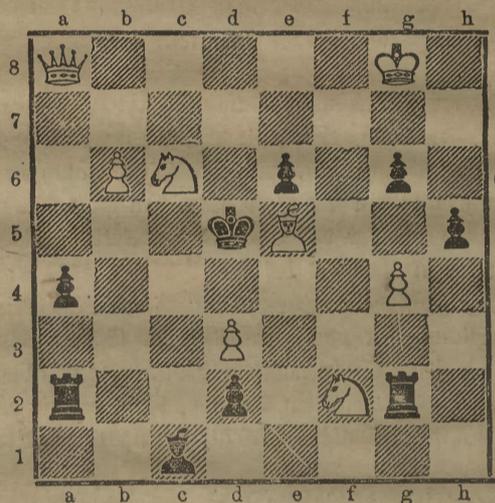


Anagramm.

In manchen leidensvollen Stunden
Sucht trostverlangend mich Dein Blick.
Wer mich erhält, glaubt oft gefunden
Zu haben nun das ird'iche Glück.
Doch legt man mir den Kopf zu Füßen,
Verschwindet Frohsinn, Heiterkeit.
Das Leben ist's! Der muß es büßen,
Der nicht mit mir der Pflicht sich weicht.
Auch andern Sinns wird man mich kennen,
Weil so sich viele Männer nennen.

Schachaufgabe.

Von G. Chocholous in Prag.



Weiß.

(8+9)

Weiß zieht an und setzt in 4 Zügen matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Neben ist Silber, Schweigen Gold.

Auflösung des Logogriffs.

Einbrecher — Eisbrecher.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, dB; bA, K; dA, K, D, 9, 8, 7.
M. aK, D, 9, 8, 7; bD, 9, 8, 7; c8.
G. b, cB; b10; cA, 10, K, D, 9, 7; d10.
Stat: aA, 10.

Spiel:

1. B. bK, bD, b10 (H17). — 2. G. c7, bA, c8.
M bleibt nun am Stich bis auf:
9. M. aD, cB, aB (V7). — 10. B. dB, aK, bB (H8).

Behält sich der Spieler aD und aK nicht bis zuletzt, bekommt jeder der Gegner entsprechend weniger.

Richtige Lösungen gingen ein von: Erna und Elisabeth Neubauer, Hedwig Lwardowski, Luise Frost, Martha, Frieda und Arthur Lehning, Carl Pfefferkorn, Grete und Hans Doepfer, Bromberg. Anna Freudrich, Schlenzenau, Margarethe Daebel, Hafenschleuse, Hugo Meyer, Labischin, Albalbert Holst, Darmstadt, Willibald Lange, Bromberg.